1

Das Kind auf dem Foto trägt ein buntes T-Shirt und kurze Hosen. An seinem linken Unterschenkel rinnt Blut aus einer vielleicht fünf Zentimeter langen Wunde. Vor seiner Brust halten zwei Hände einen golden schimmernden Engelsflügel. Haare in derselben Farbe umrahmen sein Gesicht, sodass der Betrachter sich unwillkürlich fragt, ob am Rücken Bruchstellen zu sehen sind.

Am auffälligsten jedoch sind die Augen. Er hält das Foto näher an sein Gesicht und dreht es leicht, um besser darauf fokussieren zu können. Da sind nur wenige Pigmentmoleküle, und doch hat er das Gefühl, durch diese Augen in ein anderes Universum blicken zu können. Das starre Polaroid ist schon leicht vergilbt, aber die tiefdunkle Farbe der Pupille, ein Braun, das beinahe zu Schwarz wird, ist klar erkennbar. Das Kind lächelt nicht und es weint nicht, wobei er auf seiner linken Wange die Spur einer Träne zu erkennen glaubt. Die Anspannung der Armmuskeln überträgt sich in die Schläfen-Muskulatur. Der Engelsflügel ist schwer.

Er ist sich nicht sicher, ob ein anderer Betrachter dieselben Details erkennen würde, denn das Kind auf dem Foto, das ist er selbst. Das Motiv ist seine erste bewusste Erinnerung. Der Junge darauf sieht aus wie fünf, aber nach den Erzählungen seiner Mutter muss er dreieinhalb gewesen sein, damals. Sie hatten den Tierpark besucht, seine Mutter, seine Großeltern und er. Kein Kind hatte es sich nehmen lassen, auf der Gruppe von Plastiken herumzuklettern, die die Stadt davor aufgestellt hatte. Die Fabeltiere, goldfarben angestrichen, waren an Nasen, Ohren und Schwänzen schon ganz abgegriffen gewesen. Heute stand an derselben Stelle eine Multimedia-Tafel

mit Informationen über den Tierpark. Er hatte sich vorsichtig auf den geflügelten Löwen gesetzt, so wie er jedes Abenteuer vorsichtig angegangen war. Jedenfalls musste es so gewesen sein, denn er konnte sich nicht erinnern, wann er sich jemals nicht der Ungefährlichkeit eines Unternehmens versichert hatte. Lehrer und Bekannte hatten ihn stets für seine Umsicht gelobt.

Er ist sicher, dass es nur deshalb keinen größeren Ärger gegeben hatte, als der goldene Flügel des Löwen plötzlich abbrach. In der kleinen Stadt kannte man sich. Der Sohn des Tierparkdirektors ging in die Schule, an der seine Mutter in der Unterstufe unterrichtete. "Dreh dich mal kurz um", hatte seine Oma gerufen, die ihn fotografieren wollte. Er hatte sich umgedreht. Ein Knirschen, ein dumpfes Geräusch, wie ein nasser Sack war er zu Boden gefallen und auf dem Flügel gelandet. Sein Unterschenkel war an der Bruchstelle vorbeigeschrammt. Der scharfe, ziehende Schmerz und ein metallener Geschmack von Blut sagten ihm, dass diese Erinnerung echt war, nicht durch die fortwährende Nacherzählung des Unfalls durch seine Mutter eingepflanzt.

"Oh, mein Süßer, du hast aber auch ein Pech", wird seine Mutter danach gerufen haben. Er erinnert sich nicht daran und ist sich trotzdem sicher. Er war einfach auf dem Flügel liegen geblieben, der ihm angenehm kühl erschienen war. Die kräftige Hand seiner Oma zog ihn dann hoch, klopfte ihm den nicht vorhandenen Staub aus der Kleidung, stellte ihn hin und gab ihm den Flügel in die Hände.

"Los, halt mal fest". Ihm war damals nie aufgefallen, dass seine Oma nicht "bitte" oder "danke" sagen konnte. Ihre Anordnungen waren ihm stets wie Bitten vorgekommen, ihre zackigen Bestätigungen hatten ihm Dank-

barkeit vermittelt. Folgsam hatte er den Flügel vor die Brust gehalten, den Schmerz im Unterschenkel unterdrückt und sich fotografieren lassen.

Kurz danach hatte der Tierparkdirektor aus seinem Büro hinter der Kasse einen nassen Lappen und Pflaster gebracht. Niemand wäre auch nur im Traum darauf gekommen, ihn wegen so einer Lappalie ins Krankenhaus zu schleppen. Seine Mutter hatte das Blut weggewischt, die Wunde begutachtet, sie war sauber, das musste reichen.

"Weißt du was", hatte der Direktor gesagt, "den Flügel, den nimmst du mit nach Hause, das ist jetzt deiner". So erzählte er es jedenfalls allen, die ihn seitdem nach dem riesigen Flügel an der Wand seines Arbeitszimmers gefragt hatten.

Er stellte die Schachtel, in der er das Foto gefunden hatte, auf den Tisch. Ihr schwarzer Deckel zeigte einen alttümlich anmutenden BH. "Annamaria, der elegante Büstenhalter für die moderne Frau" stand in geprägten Lettern darauf. Unter dem Text waren weibliche Formen erkennbar, nur zart angedeutet. Die Kiste hatte seiner Mutter gehört. Er ergriff sie erneut und schüttelte sie. Durch eine bloße Handbewegung ordnete sich die Vergangenheit neu. Ein plötzlicher Strudel im Fluss der Zeit. Er hatte oft den Verdacht gehabt, dass Ursache und Wirkung nur in der Erinnerung zusammenhingen.

Das Polaroid des Jungen, der einen goldenen Engelsflügel trug, lag nun nicht mehr oben auf, dafür ein Zeitungsauriss, der ebenfalls dieses Bild zeigte. Er wusste nicht, wie es zu der Veröffentlichung gekommen war, aber natürlich machte ein derart dramatischer Zwischenfall in der Kleinstadt die Runde und musste auch dem Lokalreporter zu Ohren gekommen sein. Seine Mutter war jedenfalls stolz gewesen, ihren Jungen in der Zeitung zu sehen. Ihr einziges Kind, ihren Sonnenschein, ihren Pechvogel.

Er hatte nie glauben können, ein Einzelkind zu sein. Irgendwann, er konnte sich nicht mehr an den Anlass erinnern, hatte er seine Mutter bei einem Spaziergang nach seinem Bruder gefragt. Ihre Hand versteifte sich sofort. Er sah zu ihr hinüber, doch weder erwiderte sie seinen Blick noch verlangsamte sie ihren Schritt. Er bekam keine Antwort und stellte die Frage auch nie wieder.

Aber sie hatte ihn nicht verlassen. Die Vorstellung, einen Bruder zu haben, mit dem er reden konnte, der ihn verstand, hatte ihn als Kind fasziniert. In seinem Bett

hatte er sich möglichst dicht an den Rand gelegt. Am Morgen waren Kissen und Laken auf der unbenutzten Seite eingedrückt gewesen. Mit sechs, vielleicht knapp sieben Jahren, noch vor der Schulzeit, hatte der unsichtbare Bruder einige Wochen lang eingenässt. Er hatte die Schuld stets auf sich genommen, und dass sein Schlafanzug nass war, sprach ja auch ganz objektiv gegen ihn. Unverrückbare Tatsachen einzusehen, das war schon immer eine seiner Stärken gewesen.

Er ergriff den Zeitungsausschnitt mit Daumen und Zeigefinger. Das Papier roch noch immer deutlich nach Druckerschwärze. Oder spielte ihm sein Geruchssinn etwas vor, weil er alle Erwartungen erfüllen wollte? Auch darin war er immer ein Meister gewesen. Vorsichtig rieb er beide Finger gegeneinander, spürte die raue Oberfläche des Ausschnitts. Das Blatt fühlte sich trocken an und brüchig. Wenn er die Finger stärker rieb, würde das Papier zerbröseln. Die Versuchung war da, doch er gab ihr nicht nach. Er hoffte und fürchtete zugleich, damit seine Vergangenheit zu verändern, vielleicht sogar auszulöschen. Für ihn gab es keine offene Zukunft. Jede seiner Entscheidungen hatte stets in die gleiche Richtung geführt.

Lieber betrachtete er seine Erinnerungen. Sie schmerzten zwar, aber sie verbanden ihn auch mit dem Hier und Jetzt. Auf eine nicht mehr nachvollziehbare, aber ihm damals folgerichtig erscheinende Art und Weise hatten sie ihn in dieses karg ausgestattete Zimmer geführt, dessen hellgrün gestrichenen Wände ihm Zuversicht einflößen sollten. Eine "positive atmosphärische Ausstrahlung" hatte der Klinikprospekt versprochen, den ihm sein Arzt in die Hand gedrückt hatte.

Er stellte sich vor, wie seine Mutter Foto und anhängenden Artikel aus der Zeitung gerissen haben mochte. Wie alt war sie damals gewesen? Ihre Finger mussten noch glatt und faltenlos gewesen sein. Die Nägel hatte sie vermutlich auch damals schon adrett lackiert. Im Ort war sie mit ihrem Äußeren immer aufgefallen. Die halte sich für was Besseres, hatten die Nachbarn gemunkelt. Die Risskante, es war ganz eindeutig kein Schnitt, war überraschend gerade. Vielleicht hatte sie das Papier an einem Geodreieck geknickt und daran abgerissen. Sie trug in ihrer Handtasche stets ein Dreieck mit sich herum. Damals war ihm das völlig normal vorgekommen.

Vorsichtig legte er den Zeitungsausschnitt zurück und schüttelte die Fotobox noch einmal. Andere Bilder drangen nach oben, kämpften um den besten Platz. Die Fotos verhielten sich wie die Erinnerungen in seinem Kopf. Wenn er schlafen wollte, stiegen sie an die Oberfläche seines Bewusstseins. Er hatte kaum Zeit, sie zu betrachten, denn schon kamen die nächsten Bilder nach. Gestochen scharfe Schnapsschüsse wechselten sich mit verschwommenen Eindrücken ab. Die ganz alten Motive erkannte er daran, dass sie in Schwarzweiß erschienen. Manche enthielten überhaupt keine sichtbaren Strukturen. Er roch körperwarme Milch, spürte, wie Finger die winzigen Haare auf seinem Arm berührten und schmeckte metallisch-süßliches Blut. Er wünschte sich, mit diesen Bildern in einen Traum zu gleiten, doch den Gefallen taten sie ihm nie. Stattdessen erhöhten sie das Tempo, mit dem sie sich abwechselten, versetzten ihn in Aufregung und hielten ihn die ganze Nacht wach. Nur mit den Tabletten, die man ihm hier jeden Abend gab, konnte er Ruhe finden.

Es war seltsam. Ausgerechnet während er über die quälenden Nächte nachdachte, überfiel ihn die Müdigkeit. Doch jetzt war nicht die Zeit dafür. Er wollte lernen, sein Leben selbst zu steuern. Deshalb war er hierher gekommen. Nicht ganz freiwillig, wie er zugeben musste. Nachdem er sich in dem Berliner Hotel beinahe aus dem Fenster gestürzt hätte, musste er die Notwendigkeit einsehen. Zunächst hatte er sich geärgert, seinem Arzt überhaupt davon erzählt zu haben, doch inzwischen war er froh.

Er gab sich einen Ruck und setzte sich gerade hin. Der Rücken schmerzte etwas. Er streckte ihn durch, dann richtete er seine Aufmerksamkeit wieder auf die Fotos in der Pappschachtel. Eines nach dem anderen nahm er heraus. Die meisten Personen kamen ihm fremd vor. Das Motiv mit dem goldenen Engelsflügel war das einzige, auf dem er sich selbst erkennen konnte. Ja, es gab weitere Fotos mit einer früheren Version seines Ich. Doch nie war er wirklich darauf abgebildet. Vielleicht drehte er sich gerade um, während der Fotograf abgedrückt hatte. Oder ein Finger hatte sich vor das Objektiv verirrt und verdeckte sein Gesicht. Hier war zufällig ein Passant ins Bild gelaufen, dort hatte ein Sonnenstrahl den Film überbelichtet. Auf einem Foto war sein Körper ab der Schulterlinie scharf abgebildet, sein Kopf jedoch abgeschnitten. Ein anderes Motiv zeigte ihn in derart starkem Gegenlicht, dass sein Gesicht wie ein schwarzer Fleck erschien.

Er wunderte sich nicht. Bei den alten Kameras hatte der Fotograf nie sicher sein können, ob eine Aufnahme gelungen war. Trotzdem überfiel ihn plötzlich das Bedürfnis, sich selbst zu betrachten. Er sah sich um, doch in seinem Zimmer gab es keinen Spiegel.

3

Maria fröstelte, als sie auf die Straße trat. Sie raffte den weiten Mantel. Trotzdem war sie dem Wind dankbar, der sie direkt vom Nordpol her anzublasen schien. Die Kälte lenkte sie etwas von den Schmerzen ab, die in Wellen anbrandeten. Sie musste zum Krankenhaus. Eigentlich hatte ihr Mann versprochen, sie mit dem Auto zu fahren. Doch obwohl sie ihn schon vor zwei Stunden vom Telefon der Nachbarin aus angerufen hatte, war er bisher nicht erschienen. Vielleicht sperrte sich der alte Wagen wieder einmal, mit dem er immer zu seiner Arbeit im Nachbarort fuhr. Vielleicht hatte ihr Mann aber auch keine Lust, den Arbeitstag vorzeitig zu beenden. Maria konnte sich da nie sicher sein.

Sie würde ohne ihn auskommen. Im Kreißaal konnte sie ihn ohnehin nicht dabei haben. Das Krankenhaus befand sich etwa 15 Gehminuten von ihrer Wohnung entfernt. Sie hatte ausgerechnet, dass die Wehen sie unterwegs mindestens einmal treffen würden. Bis dahin musste sie es bis zum Spielplatz geschafft haben, der sich etwa auf halbem Weg befand. In den vergangenen Wochen hatte sie die Umgebung der Wohnung neu erkundet, mit dem speziellen Blick der werdenden Mutter. Den Spielplatz hatte sie schnell zu ihrem Lieblingsort erkoren. Sie hatte auf der Bank gesessen, den Müttern und ihren Kindern zugesehen, sich vorgestellt, endlich dazuzugehören. Gern hätte sie sich an den Gesprächen der Mütter beteiligt, doch sie fand nicht den Mut, eine der Unbekannten anzusprechen. Zu erhaben schienen sie ihr, zu perfekt in ihrer Rolle. Sie würde selbst keine gute Mutter werden. Auf keinen Fall, nicht nach dem, was sie

hinter sich hatte. Sie spürte die harte, narbige Hand ihrer eigenen Mutter noch immer auf der Wange brennen..

Maria seufzte, hörte sich selbst und sah sich erschrocken um, ob es jemand mitbekommen hatte. Der Wind trug den Seufzer davon in Richtung Süden. Sie hätte sich jetzt gern vom Wind davontragen lassen. Sie würde wohl Österreich durchqueren, dann Italien erreichen. Ihr Seufzer konnte derweil im Krankenhaus viele kleine Seufzer gebären, sie an seiner Brust nähren, ihnen beim Wachsen zusehen. Sie fragte sich, ob sie ihn vermissen würde. Er gehörte zu ihrem Leben, solange sie zurückdenken konnte. Maria versuchte, sich an seine Ankunft zu erinnern, doch ihr schien, als sei er ihr schon bei ihrer eigenen Geburt zugeflogen.

Sie sah auf die Uhr. 30 Sekunden vergeudet. Sie beschleunigte ihre Schritte. Im Krankenhaus wartete zwar niemand auf sie, denn sie hatte vergessen, nach dem Anruf bei ihrem Mann auch noch im Krankenhaus Bescheid zu geben. Als es ihr einfiel, war es ihr zu peinlich erschienen, erneut bei der Nachbarin zu klingeln. Einen eigenen Telefonanschluss hatte ihr Mann als zu teuer abgelehnt. Wichtige Anrufe konnte er auch aus dem Büro erledigen. Und schließlich gab es gleich um die Ecke eine gelbe Telefonzelle, aus der man für ein paar Groschen die ganze Welt erreichte. Maria erschien das wie ein kleines Wunder. Beim Telefonieren stellte sie sich immer vor, wie jemand Ihre Worte notierte und zur Gegenstation telegrafierte, um sie dort mit ihrer Stimme vorlesen zu lassen. Was der Gesprächspartner sagte, klang so echt, und doch misstraute sie den Worten, solange sie nicht sehen konnte, wie sie formuliert wurden. Wie konnte ein Telefonhörer aus grauem Plastik ein vertrauenswürdiger Gesprächspartner sein?

Ein neuer Windstoß blies in die Schöße ihres Mantels, die sich wie Flügel nach hinten erhoben. Von der Seite betrachtet, erinnerte die Frau auf der Straße an einen Engel, der gerade gelandet sein musste. Maria fiel ein, dass sie den Gürtel des Mantels in der Tasche trug und band ihn um. Gegen die Kälte trug sie einen langen, braunen Rock und eine wollene Strumpfhose, die an der Innenseite der Schenkel kratzte.

Den Spielplatz erreichte sie im richtigen Moment. Die Bank war nur noch zwei Meter entfernt, als sie den Schmerz in ihre Vagina eindringen spürte. Das Ziehen schwoll an, es erfüllte sie, übernahm ihren Körper. Es gab keinen Schmerz, der diesem gleichkam. Der Frauenarzt hatte ihr erklärt, dass Herumlaufen lindernd wirke, aber sie hatte nur noch das Bedürfnis, sich zu setzen. Sie fiel beinahe auf die harten Bretter der Bank und fragte sich, mit welcher Sünde sie diesen Schmerz verdient hatte. Es gab nur sie und den Schmerz. Die Zeit stand still, genau wie ihre Armbanduhr. Doch dann lief der Sekundenzeiger wieder los. Der Schmerz zog seine feinen Arme aus ihrem Rückgrat, aus ihrem Unterleib, ihrer Scheide, verließ ihren Körper. Den leeren Raum nahm etwas anderes ein, das Maria unbekannt vorkam, obwohl sie es heute schon öfter erlebt hatte. Eine tiefe Zufriedenheit erfüllte sie. Zum ersten Mal verstand sie, dass Glück und Abwesenheit von Schmerz ein- und dasselbe waren.

Maria erhob sich wieder. Sie durfte keine Zeit versäumen. Die nächste Wehe würde kommen, etwas schneller sogar als die letzte. Sie warf einen wehmütigen Blick auf den Spielplatz, der heute völlig leer war. Sie hatte das Gefühl, ihn zum letzten Mal zu betrachten. Sie

drehte sich um, erreichte den Ausgang und zog die Gittertür hinter sich zu.

Der Weg zum Krankenhaus führte jetzt an einer vier-spurig ausgebauten Straße vorbei. Es dämmerte. Die Autos fuhren längst mit Licht. Das Krankenhaus befand sich auf der anderen Seite. Der Verkehr war so stark, dass sich Maria nicht traute, die Straße zu überqueren. Sie überlegte kurz, den Gürtel wieder abzunehmen und sich vom Wind auf die andere Seite tragen zu lassen. Dann entschied sie sich, zu der etwa 300 Meter entfernten Ampel zu laufen. Mehr als ein halber Kilometer zusätzlicher Fußweg – ihr Plan würde nicht aufgehen. Sie wusste, dass sie nicht darüber nachdenken durfte, aber trotzdem machte sich Panik in ihr breit. Die nächste Wehe erreichte sie, noch bevor sie an der Ampel angekommen war. Maria setzte sich auf die Wiese abseits des Gehwegs und ließ den Schmerz vorüberziehen.

Der Rest des Weges war einfach. Der typische Krankenhaus-Geruch erreichte sie als erstes. Dann kamen die Geräusche. In der Einfahrt parkte ein Notarztwagen. Ein Mann im weißen Kittel kramte hektisch in dessen Kofferraum. Maria wusste, wo sich die Entbindungsstation befand. Sie hatte sich bereits vor drei Monaten hier vorgestellt. Obwohl man ihre Daten schon notiert hatte, musste sie am Empfang warten. Es war wohl nicht so leicht, die richtige Karteikarte zu finden. Offenbar hatte man sie unter dem falschen Anfangsbuchstaben abgelegt.

"Alles bestens", sagte eine Frau in Schwesternkleidung schließlich. "Bitte kommen Sie mit."

Maria versuchte, sich den Weg zu merken, während die Schwester sie durch die Gänge führte. Das Krankenhaus wurde von einem katholischen Orden betrieben.

War das der Grund, weshalb sie keinem einzigen Mann begegneten? Sie trafen zivile Pflegerinnen, erkennbar an ihren weißen Kitteln, und andere Ordensschwestern, die wie ihre Führerin ein spezielles, zart wirkendes Häubchen trugen, das wie eine kleine Taube auf ihren streng frisierten Haaren saß. Zu spät merkte Maria, dass sie sich hatte ablenken lassen. Von hier aus würde sie unmöglich den Weg zum Empfang finden. Dann erinnerte sie sich daran, dass sie das Krankenhaus heute gar nicht mehr verlassen musste.

"Es tut mir leid, wir haben noch kein Zimmer für Sie."

Die Schwester zeigte auf ein Klinikbett.

"Bitte, machen Sie es sich so lange hier bequem. Ich werde zusehen, dass ich Sie irgendwo unterbringe. Sie hätten Bescheid geben sollen."

Maria wollte sich entschuldigen.

"Ach nein, wissen Sie, ich hätte auch so kein Zimmer für Sie gehabt."

Dabei schüttelte die Schwester fortwährend den Kopf.

"Wir sind wirklich gerade überfüllt. Aber keine Sorge, das wird schon. Es findet sich immer eine Lösung. Alles wird gut."

Maria beneidete die Frau um ihr offensichtliches Gottvertrauen. Sie wusste, dass bei ihr nie alles gut werden würde. Sie war einfach nicht der Typ Mensch, bei dem sich die Dinge zum Guten wendeten. Sie war überzeugt, dass es im Krankenhaus ebenso kommen würde. Trotzdem war sie immer auf die Zukunft gespannt gewesen. Bisher hatte sie das Schicksal noch jedes Mal damit überrascht, auf welche Art und Weise die Dinge

schieflaufen konnten. Gott war bei ihr erstaunlich kreativ, wenn es ihn denn gab.

Es klopfte, einmal sacht, dann zweimal stärker. Bumm - ba-bumm. Das konnte nur der Pfleger sein, Konrad hieß er. Die Putzfrau klopfte anders, Ba-ba-bumm-bumm, aber jetzt, am Nachmittag, war es für die Reinigung eh zu spät. Es musste sich um einen Code handeln. Vielleicht sollten die Patienten zumindest unbewusst ahnen, wer da gleich das Zimmer betreten würde. Erklärt hatte ihm das niemand, aber es war ihm schon am ersten Tag aufgefallen.

Die Tür öffnete sich und Konrad betrat das Zimmer. Er war groß und breit wie ein Schrank. Mindestens eins-fünfundneunzig, schätzte Martin. Ein echter Irrenhaus-Wärter; mit dem weißen Kittel erfüllte er alle entsprechenden Klischees. Schon beim Eintreffen in der Klinik hatte er an "Einer flog über das Kuckucksnest" denken müssen. Tatsächlich war Konrad ein ehemaliger Germanistik-Dozent. Alkohol, Absturz, Sozialamt, Ein-Euro-Job, so hatte er seine Geschichte in wenigen Worten erklärt. Mittlerweile hatte er eine Zusatzausbildung als Psychiatrie-Fachkraft absolviert und, so behauptete er zumindest, Gefallen an seinem neuen Beruf gefunden. Nur seine Mundwinkel hingen nach wie vor nach unten. Martin vermutete, dass das angeboren sein musste. Er hatte Konrad noch nie lächeln sehen.

"Moinsen".

Konrad kam zwar angeblich aus Berlin, grüßte aber rund um die Uhr auf dieselbe Art. Dabei ahmte er den norddeutschen Dialekt glaubwürdig nach.

"Ist Zeit für ein Gespräch, sagt der Doktor. Kommst du?"

Bei der Aufnahme hatte man ihn gefragt, ob er auf dem "Sie" bestehe. Normalerweise würde man sich hier allgemein duzen. Aber man wolle ihm nicht zu nahe treten und achte seine Gefühle. Der Doktor, das musste Frau Doktor Manuela Lerche sein, die Stationsärztin.

"Kleinen Moment."

Er verschloss die Schachtel mit den Fotos und legte sie ins Regal, wobei er merkte, dass Konrad ihn prüfend beobachtete. Daraufhin richtete er den Karton entlang des Regalbrettes aus.

"Gehen wir."

Martin zog die Zimmertür hinter sich zu. Abzuschließen brauchte er nicht. Auf der geschlossenen Station gab es nur einen einzigen Schlüssel. Er fragte sich, wie er neben Konrad aussehen mochte. Neben dem Riesen erinnerte wohl jeder an einen Zwerg.

"Und, was macht die Arbeit?"

"Na, du siehst ja, dauernd mit Irren unterwegs, das geht an die Nieren." Konrad zog das linke Augenlid hoch, seine Art, ein Lächeln auszudrücken.

"Habt ihr etwa die Beruhigungsmittel im Tee vergessen?" Tatsächlich schmeckte der Tee, den man sich im Aufenthaltsraum aus einer großen Kanne einschenken konnte, immer ein wenig seltsam.

"Keine Sorge, den kochen wir direkt aus Mohnsamen, da kann gar nichts schiefgehen."

"Sonst irgendwas passiert? Da war doch vorhin so ein Lärm auf dem Flur?" Martin hatte heute sein Zimmer noch nicht verlassen. Am Morgen hatte er keinen Appetit gehabt, das Mittagessen hatte er verschlafen. Inzwischen spürte er seinen Magen. Zwischen drei und vier würde er sich im Aufenthaltsraum Kuchen holen können.

"Nichts dramatisches. Elisabeth hat sich wieder mal mit dem Prinzen gestritten. Du weißt schon."

Martin nickte. Sie hatten das Therapiezimmer erreicht. Der Vorraum, in dem sich drei Stühle und ein Tisch befanden, erinnerte an ein ganz normales Wartezimmer beim Arzt und hatte auch diese Funktion. Ein Fenster ging zum Hof hinaus, der von einer riesigen, alten Kastanie dominiert wurde. Mangels Griff ließ sich das Fenster nicht öffnen.

Auf einem der drei Stühle saß bereits jemand. Er hatte zwar kein gutes Personengedächtnis, war sich aber sicher, dass er das Gesicht hier noch nicht gesehen hatte. Es war in jedem Fall bemerkenswert. Der Blick wurde zuallererst von den Augen angezogen. Sie waren so verschieden, und zwar nicht nur farblich, als stammten sie von unterschiedlichen Besitzern. Das linke Auge war klein und funkelte böse, man konnte seine Farbe kaum erkennen. Das rechte hingegen klar und offen, die Pupille von einem fast schwarzen Braun umrahmt.

Irritierend war auch, dass die beiden Augen in verschiedene Richtungen blickten. Sie schienen sich unabhängig voneinander bewegen zu können. Eben noch kreuzten sich ihre Blicke in einem unmöglich scheinenden Winkel, dann wieder strebten sie fast im rechten Winkel auseinander. Die Nase-Mund-Kinn-Partie verstärkte den reptilienhaften Eindruck. Das Kinn war weit vorgeschoben, die Nase flach. Der Fremde hatte noch kein Wort gesagt. Würde sich eine gespaltene Zunge aus dem Mund schieben, wenn er ihm jetzt einen guten Morgen wünschte?

Er ließ es darauf ankommen und zuckte zusammen, als die Antwort tatsächlich wie ein Zischen klang. Der

Fremde hatte seinen Mund dabei kaum geöffnet, von der Zunge war nichts zu sehen gewesen. Martin überlegte, ob er das Geräusch als "Guten Tag" gelten lassen konnte. Er ging noch einen Schritt weiter und reichte dem anderen die Hand. In dieser Einrichtung gab es nur zwei Kategorien von Menschen: Patienten wie ihn und Betreuer wie Konrad oder den Doktor. Der Typ vor ihm, der zum Händedruck aufgestanden war, schien nicht der zweiten Sorte anzugehören, außerdem wartete er ja hier wie er selbst. Es war richtig, sich mit den Mit-Patienten bekanntzumachen.

"Ich bin Martin", sagte er.

"Awessanner."

"Alexander?" Der Fremde nickte. Er hatte richtig geraten.

"Warum bist du hier?"

"Warte auf Doktor." Er zeigte auf das Namensschild an der Tür, hinter der sich das Therapiezimmer befand.

"Nein, ich meine, hier in der Klinik."

"Willstu nich wissen."

"Aber dann hätte ich nicht gefragt."

Der Andere antwortete nicht mehr. Seine Augen blickten links und rechts an Martin vorbei.

"Okay, entschuldige. Wir reden ein andermal."

Martin überlegte, auf welchen der freien Stühle er sich setzen sollte. Sie kamen ihm beide stabil vor. Nein, hier im Wartezimmer würde keine Gefahr auf ihn lauern. Ein angenehmer Gedanke, der einen Teil der Anspannung von ihm nahm. Er wählte schließlich den Platz, bei dem er den besten Blick aus dem Fenster hatte. Tatsächlich passierte nichts, als er sich setzte. Wenn dieser Alexander auch schon hier wartete, hatte ihn entweder der Pfleger zu zeitig abgeholt oder der Zeitplan des Doktors

war durcheinander geraten. Es war aber auch egal, er hatte ja sowieso nichts vor.

Fünf Minuten später öffnete sich die Tür zum Therapiezimmer. Niemand trat heraus, aber eine feste Stimme rief mit seinem Vornamen nach dem Fremden. Der beeilte sich, der Aufforderung zu folgen, nickte Martin aber trotzdem noch einmal zu, bevor er die Tür hinter sich schloss.

Es musste gegen 15 Uhr sein, denn Martin wurde müde. Um drei und um sechs verlangte seine innere Uhr nach ein bisschen Schlaf. Er gähnte. Die große Kastanie draußen wiegte ihre Blätter im Wind. Martin sah ihr eine Weile dabei zu, dann verwandelte er sich in einen Vogel, flog durch das plötzlich offen stehende Fenster und leistete ihr Gesellschaft. Er kehrte erst zurück, als ihm jemand auf die Schulter klopfte. Kurz war er verwirrt, dann erinnerte er sich, dass er sich im Wartezimmer befand und ein Termin mit dem Doktor bevorstand. Die Hand, die ihn geweckt hatte, besaß überaus schlanke, lange Finger. An dreien davon befanden sich bunte Ringe. Martin stand auf und blickte dem Doktor direkt ins Dekolleté.

Dr. Manuela Lerche war ein paar Zentimeter größer als er, außerdem trug sie stets hochhackige Schuhe. Sie hielt sich kerzengerade. Vielleicht war sie in einem früheren Leben Model gewesen. Martin schätzte sie auf um die 50. Ihre energische Stimme konnte sehr tief klingen, wenn sie ruhig war, aber auch in unerwartete Höhen vorstoßen, wenn sie sich aufregte. Vielleicht war sie früher auch Opernsängerin gewesen. Allerdings stellte sich Martin Sängerinnen dieses Ressorts mit deutlich größerem Busen vor, als Frau Dr. Lerche vorweisen konnte.

Manuela natürlich. Bei ihr fiel Martin das Duzen besonders schwer. Nachdem er sie auch schon schimpfend erlebt hatte, war ihm völlig klar, warum sie nur "der Doktor" genannt wurde.

"Kommst du mit rein?"

Von dem Unbekannten mit dem seltsamen Gesicht war nichts mehr zu sehen. Martin fragte sich, ob der Doktor ihm schon länger beim Schlafen zugesehen hatte. Manuela schien seine Gedanken zu erraten.

"Du hast im Schlaf gesungen", sagte sie, "da wollte ich dich nicht stören."

Er biss sich auf die Zunge. Gesungen? Er hatte Musik noch nie leiden können. Jedenfalls wenn sie aus seinem eigenen Mund kam. Er fand, dass er grässlich krächzte, keinesfalls sang.

"Kein Sorge, klang nicht schlecht."

Sie war wirklich gut. Offenbar ein Naturtalent in ihrem Beruf. Das war ihm auch bei ihren früheren Gesprächen aufgefallen. Martin hatte nichts dagegen, durchschaut zu werden. Es erleichterte vieles, wenn man nicht jede Tatsache aussprechen musste.

"Gut, dann wollen wir mal." Erst jetzt fiel ihm auf, dass er selbst noch gar nichts gesagt hatte. Dabei hatte er das Gefühl, sich die ganze Zeit bereits mit Manuela zu unterhalten. Rein technisch erfüllte er wohl jetzt erst die Anforderungen an eine Konversation. Sie hatte sich schon in Bewegung gesetzt. Er beeilte sich, ihr die Tür aufzuhalten. Im Behandlungszimmer befanden sich ein Schreibtisch, eine Liege, eine Sitzgruppe mit einem flachen Tisch und bequemen, aber zu niedrig wirkenden Sesseln. Er zog die schwere, mit Polstern abgeschirmte Tür hinter sich zu.

Die Ärztin setzte sich auf einen der Sessel. Martin wählte den anderen. Man saß bequem, aber in einer Position, die ihm für ein Gespräch zwischen Therapeut und Patient unziemlich vorkam. Die Lehne war ein Stück zu schräg, die Sitzposition ein paar Zentimeter zu niedrig. Martin fragte sich, wer diese Sessel ausgesucht haben mochte. Würde einer von ihnen einen Rock tragen, war es kaum zu vermeiden, dem Gegenüber tiefe Einblicke zu gewähren. Trotzdem war er froh, dass er sich nicht auf die Liege legen sollte.

"Wie geht es dir?"

"Morgens gut, abends schlechter. Aber nicht zu schlecht."

Sie nickte.

"Das ist normal. Man könnte sagen, du bist normal."

"Jedenfalls solange ich die Medikamente nicht absetze."

"Apropos, wie sieht es mit Nebenwirkungen aus? Heißhunger? Kopfschmerzen?"

"Hätte ich gern, also den Hunger. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich zuletzt richtigen Appetit hatte."

"Essen ohne Appetit ist anstrengend. Du scheinst abgenommen zu haben. Muss ich mir Sorgen machen?" Sie sah ihn zwar professionell, aber ehrlich besorgt an. Martin fand es immer wieder seltsam, diese professionelle Sorge zu spüren. Die Ärztin wäre wahrscheinlich empört über den Vergleich, aber nach dem Vorfall mit seiner Frau war er zweimal bei einer Prostituierten gewesen. Die hatte ihn genauso angesehen, sich um ihn, ja, gesorgt, im Rahmen des unausgesprochenen Vertrags zwischen ihnen. Es lag keine Liebe darin, aber genau das machte die Sorge verlässlich. Martin hatte lange gebraucht, den wahren Wert von Verlässlichkeit zu erken-

nen. Wenn es so etwas zwischen zwei Menschen gäbe, zöge er eine auf Vertrag, Unterschrift und Verlässlichkeit beruhende Beziehung jeder romantischen Liebe vor.

Er merkte, dass er zu lange mit seiner Antwort zögerte. Doch die Ärztin drängte ihn nicht. Sie sah ihm ins Gesicht. Er hatte fast das Gefühl, sie konnte seinen Schädel mit ihrem Blick durchdringen.

"Ich habe immer noch ein bisschen Übergewicht." Das war korrekt.

"Okay. Wir wollten uns heute über ein Thema unterhalten, du erinnerst dich?"

Ja, seine Mutter. Er sagte nichts, aber die Ärztin antwortete trotzdem.

"Dann erzähl doch mal von ihr. Was fällt dir als erstes ein, wenn du an sie denkst?"

Er hatte sofort das Krankenbett vor Augen.

"Sie starb im Krankenhaus. Brustkrebs. Meine letzte Erinnerung aber ist nicht ihr Gesicht, sondern die Mulde, die sie in ihrem Bett hinterlassen hat. Ich bin zu spät gekommen, mich von ihr zu verabschieden. Man hatte sie schon weggebracht. Ich habe ihre Brille genommen, die auf dem Nachttisch lag, und bin nach draußen gestürzt. Ich war bestürzt. Tränen liefen mir über das Gesicht. Und doch war ich erleichtert, denn ich hatte sie zum allerletzten Mal enttäuscht. Das würde mir nie wieder passieren."

"Du hättest auch ärgerlich sein können, wütend auf deine Mutter, weil sie nicht gewartet hatte. Auf die Ärzte, die sie nicht länger am Leben hielten."

"Ich weiß nicht. Ich fand immer, dass mir Ärger nicht zustand. Wut erst recht nicht. Wie kann jemand, der nicht die geringsten Anforderungen erfüllt, ernsthaft Är-

ger gegen andere Menschen hegen? Ich hatte das nicht verdient."

"Ich verstehe. Siehst du das immer noch so?"

"Das ist natürlich Quatsch, das weiß ich. Wütend bin ich immer noch nicht. Ich bin weder glücklich noch unglücklich, weder wütend noch traurig."

"Klar, das kommt von den Tabletten. Erzähl mir mehr von deiner Mutter. Wie war sie?"

"Sie war fürsorglich. Stärker, als es mir als Kind recht war. Ich durfte vieles nicht, was für meine Mitschüler normal war. Und dann gab es die Momente, wo ich alles durfte. Wenn meine Mutter zum Kind wurde und ich mich um sie kümmerte. Das war mir wieder zu viel, aber ich konnte sie doch nicht im Stich lassen."

"Hast du ein konkretes Beispiel?"

"Es passierte immer dann, wenn meine Mutter Ärger mit ihren Männern hatte. Sie war immer so stark, aber sie konnte nicht allein sein. Nein, nicht allein gelassen werden. Sie ertrug es nicht, wenn jemand sie ablehnte. Als sich mein Vater in eine andere Frau verliebt hatte, sollte ich ihr helfen, einen Brief an ihn zu schreiben. Ich war elf. Ich sollte mir ausdenken, was ihm passieren würde, wenn er nicht zu ihr zurückkehrte. Mein Vater hat zum Glück nie erfahren, dass ich an dem Brief mitgeschrieben hatte. Aber als ich mit meiner Mutter zusammensaß und den Text formulierte, hatte ich solche Angst, er würde meine Worte herauslesen."

"Du hast bisher noch gar nicht von deinem Vater erzählt. Aber das heben wir uns auf."

Martin nickte.

"Erinnerst du dich an glückliche Momente mit deiner Mutter?"

"Klar. Der früheste, der mir einfällt, hat sich auf einem Volksfest ereignet. Ich weiß nicht genau, wie alt ich war, aber jedenfalls alt genau für das Kettenkarussell. Endlich alt genug, schon darüber habe ich mich gefreut, diese dämliche, in Jahren gerechnete Hürde überwunden zu haben. Dann begann sich das Karussell zu drehen, schneller und schneller. Meine Hände strebten von mir weg, als hätten sie einen eigenen Willen. Die Welt verschwamm vor meinen Augen, wenn ich versuchte, irgendetwas zu fixieren. Ich hörte nur noch Wortfetzen an mir vorüberschwirren. Die Ketten, an denen mein Sitz hing, hatten die Geräusche in kurze Abschnitte zerteilt, die wie tot nach unten fielen. Mir wurde schwindelig, aber das störte mich nicht. Es gab nichts zu tun, außer sich der Geschwindigkeit hinzugeben. Es war großartig, mein Herz raste. Meine Augen hatte ich weit aufgerissen. Dann kollidierte irgendein Insekt mit meinem linken Augapfel. Ich hielt mir das Auge zu. Es schmerzte. Dann begann es zu regnen. Als ich ausgestiegen war, versuchte meine Mutter das Insekt zu finden, aber da war nichts. Vorsichtshalber verbot sie mir, noch einmal mit dem Kettenkarussell zu fahren. Bevor wir zu Hause angekommen waren, hatte uns der Regen durchgeweicht."

"Du weißt, dass deine Mutter in diesem kurzen Glücksmoment gar nicht dabei war, dass du ihn ganz allein erlebt hast?"

"Sie stand unten vor dem Kettenkarussell. Das Volksfest zu besuchen, war ihre Idee. Ich war ihr dankbar."

"Kannst du mir eine Begebenheit schildern, bei der du zusammen mit deiner Mutter glücklich warst?"

Martin überlegte.

"Ich würde gern in diesem Moment ansetzen", erklärte ihm die Ärztin. "Für das, was ich mit dir vorhabe, brauchst du einen sicheren Ort. Wo alles gut ist."

Der Urlaub an der Küste. Er konnte sich noch genau an das Gefühl erinnern, oben auf der Klippe zu stehen.

"Ich war wohl so etwa zehn, als wir im Urlaub am Meer waren. Mein Vater hatte uns schon verlassen. Wir waren zu zweit. Meine Mutter und ich."

Und mein unsichtbarer Bruder, ergänzte er in Gedanken. Das war das Alter gewesen, in dem sein unsichtbarer Bruder für ihn besonders wichtig gewesen war. Später hatte er ihn verraten. Er schüttelte den Kopf, um diese Erinnerung zu verscheuchen.

"Jedenfalls hatte es sich meine Mutter in den Kopf gesetzt, von unserer Ferienwohnung bis zu einer Windmühle zu laufen, die sich vielleicht zehn Kilometer vom Ort entfernt befand. Ich hatte für solche Wanderungen nicht viel übrig. Vor allem befürchtete ich, dass wir uns verlaufen würden. Meine Mutter hatte ein Talent dafür. Es kam natürlich, wie ich es mir ausgemalt hatte. Zunächst war der Weg gut ausgeschildert, doch dann kamen wir zwei Mal an eine Gabelung, wo wir uns auf gut Glück entscheiden mussten. Ich werde nie erfahren, bei welcher der beiden wir falsch gingen. Aber die Markierung der Wanderroute sahen wir an diesem Tag nicht wieder. Eine Zeitlang führte der Weg durch ein Roggenfeld. Meine Mutter meinte, am Horizont die Windmühle erkennen zu können, aber das war wohl ein Irrtum. Aber es motivierte uns, die Wanderung fortzusetzen. Hinter dem Roggenfeld wurde der Weg schlechter. Es ging durch einen lockeren Kiefernwald. Der Weg wurde mehr und mehr zum Hohlweg.

Baumwurzeln ragten von rechts und links hinein als versuchten sie, uns zum Stolpern zu bringen. Wir liefen durch reinen Sand, in dem ab und zu Kiefernzapfen lagen. Der Weg endete überraschend auf einer Ebene, die wir zunächst für eine Lichtung gehalten hatten. Sie war von niedrigen Gräsern bewachsen, die ein starker Wind zu Boden drückte. Die Ebene schien aus meiner Perspektive unendlich, als ginge sie direkt in den Horizont über. Tatsächlich endete sie sehr schnell, fast abrupt. Meine Mutter fasste mich unwillkürlich an der Schulter, damit ich nicht in den Abgrund stürzte. 50 Meter unter uns befand sich das Meer, tobten Wellen gegen schwarze Felsen. Du musst berücksichtigen, ich war ja noch ein Kind. Ich war tief beeindruckt. Meine Mutter ließ meine Schulter wieder los und setzte sich auf einen Stein. Sie kam leicht aus dem Gleichgewicht. Ich stand aufrecht, sah wie ein Entdecker übers Meer in die Ferne und ließ den Wind in mich hinein. Kennst du das, wenn du so richtig durchgepustet wirst? Jede Faser meines Körpers war einzeln dem Wind ausgesetzt. Es war erhebend, ich hatte das Gefühl, mich diesem Wind hingeben zu können, dass er mich sanft am Fuß der Klippen absetzen würde. Natürlich war ich viel zu vernünftig, diesem Gefühl nachzugeben, aber wenn meine Mutter in diesem Moment mein Gesicht gesehen hätte, hätte sie bestimmt versucht, mich davon abzuhalten."

Die Therapeutin sah ihn an, sagte eine Weile nichts. Er freute sich, dass sie das Gefühl so nachklingen ließ. Für ein paar Minuten waren sie beide still, bis er sich zu fragen begann, ob er bei ihr auch an einem Stück Vergangenheit gerührt hatte. Oder war sie zu professionell dafür?